

HEYNE <

Das Buch

Inspektor Rutledge von Scotland Yard muss in einer kleinen Stadt im Süden Englands zwei Kinder suchen, die verschwunden sind, nachdem ihre Mutter ermordet worden war. Ein Farmer hatte ihre Leiche auf einem Feld gefunden. Der Täter ist schnell gefasst – ein verwirrter Kriegsveteran. Ian Rutledge zweifelt daran, dass er wirklich der Mörder ist. Denn was ist mit den Kindern passiert, von denen der Mann behauptet, sie seien von ihm? Und welche Rolle spielt Aurore, die Kriegsbraut aus Frankreich, zu der sich Rutledge hingezogen fühlt und die seine Einsamkeit zu verstehen scheint? Je mehr er sich mit dem Fall beschäftigt, desto weitere Kreise zieht er, und Rutledge ist immer mehr von der Unschuld des verhafteten Veteranen überzeugt. Und bald darauf wird sein Verdacht bestätigt: Eine weitere Leiche wird entdeckt.

Der Autor

Charles Todd lebt in London. Er wurde mit dem »Edgar« ausgezeichnet und war bereits drei Mal Autor des Jahres der New York Times.

Im Wilhelm Heyne Verlag sind außerdem erschienen:

Stumme Geister (3-453-43005-0)

Seelen aus Stein (3-453-87399-8)

Auf dünnem Eis (3-453-87019-0)

CHARLES TODD

Dunkle Spuren

Ein Inspektor-Rutledge-Roman

*Aus dem Englischen
von Uschi Gnade*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
SEARCH THE DARK
erschien 1999 bei St. Martin's Press

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Monika Köpfer

2. Auflage

Deutsche Erstausgabe 05/2005

Copyright © 1999 by Charles Todd

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2005

Umschlagillustration: Getty Images/Peter Lilja

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa Werbeagentur,
München, Zürich

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 3-453-43136-7

<http://www.heyne.de>

Für J.

*Für all diese Orte auf der Landkarte
und all die damit verbundenen Erinnerungen.*

1

BEI DEM MORD SCHIEN ES sich um ein Verbrechen aus Leidenschaft zu handeln; der Mörder hatte eine Fährte von Indizien zurückgelassen, die selbst ein Blinder hätte aufnehmen können.

Was Scotland Yard auf den Plan rief, war die Identität des Opfers, nicht etwa die des Mörders.

Niemand wusste, wer sie war. Oder besser gesagt, welchen Namen die Ermordete seit 1916 benutzt haben könnte. Und was war aus dem Mann und den beiden Kindern geworden, die gemeinsam mit ihr auf dem Bahnsteig gewesen waren? Waren sie eine Ausgeburt der überhitzten Fantasie des Mörders? Oder mussten ihre Leichen erst noch entdeckt werden?

Die Polizei von Dorset überließ die Suche nur zu gern dem Yard. Und der Yard erwies ihr diesen Gefallen mit dem größten Vergnügen – in der Person von Inspector Ian Rutledge.

Begonnen hatte alles ganz einfach damit, dass der Zug aus London in den Bahnhof von Singleton Magna einfuhr, einer Kleinstadt in Dorset. Dort hielt er immer nur kurz an. Ein halbes Dutzend Fahrgäste stieg aus, und eine Hand voll anderer stieg im Allgemeinen ein, um nach Süden zur Küste zu fahren. Ein paar Kisten und Säcke wurden zügig abgeladen. Schon rollte der Zug wieder aus dem Bahnhof hinaus. Der beißende Rauch, den er bei seiner Ankunft ausstieß, hatte sich noch nicht ganz zerstreut.

An diesem späten Augusttag, der für die Jahreszeit recht heiß war, stand im Wagen der zweiten Klasse ein Mann am heruntergeschobenen Fenster und versuchte, ein wenig Luft zu

schnappen. Unter dem schäbigen Anzug klebte ihm das Hemd am Rücken, und das dunkle Haar fiel ihm feucht in die Stirn. Sein Gesicht war abgespannt, und Niedergeschlagenheit hatte sich tief in die Furchen um seinen Mund herum und in die Ringe unter den müden Augen gegraben. Er war jung, aber seine Jugend war dahin.

Während er sich hinausbeugte, beobachtete er den korpulenten Bahnhofsvorsteher, der einer blassen, ermatteten Frau zur Schranke half, und ihre dünne, klagende Stimme drang an seine Ohren. »... eine solche Schikane«, sagte sie gerade.

Was wusste sie schon von Schikanen, von Not und Elend?, dachte er matt. Sie war erster Klasse gereist, und die lederne Kosmetiktasche, die sie mit der linken Hand umklammert hielt, hatte mehr gekostet, als die meisten Männer im Monat verdienten. Falls sie überhaupt das Glück hatten, eine Stelle zu finden.

In London hatte es keine Arbeit gegeben. Aber er hatte gehört, in der Nähe von Lyme Regis stellte ein Bauunternehmer Arbeitskräfte ein. Der Zug war ein Luxus, den sich Bert Mowbray eigentlich nicht leisten konnte. Dennoch warteten Jobs nicht auf einen, und manchmal musste man sich eben besonders anstrengen. Er weigerte sich, daran zu denken, was er tun würde, wenn er mit seiner Vermutung falsch lag und ihn am Ende dieser Reise nichts anderes erwartete als ein grimmiges Kopfschütteln und ein »*Tut mir Leid, wir haben keine Arbeit zu vergeben.*«

Sein Blick fiel müßig auf einen Gepäckträger, der seinen beladenen Karren über den Bahnsteig bugsierte, gefolgt von zwei älteren Frauen. In den Eisenbahnwaggons drängten sich bereits Familien auf dem Weg zur Küste, aber man fand noch Platz für zwei weitere Personen. Dann fiel sein Blick plötzlich auf eine andere Frau vor einem der Waggons weiter hinten, die sich hingekniet hatte, um ein kleines Mädchen zu trösten, das weinte. Ein kleinerer Junge, nicht älter als zwei Jahre, klam-

merte sich an das Hosenbein des Mannes, der sich fürsorglich über das kleine Grüppchen beugte und erst mit der Frau und dann mit dem kleinen Mädchen sprach.

Mowbray starrte die Frau an, und sein Körper verkrampfte sich vor Schock und Entsetzen. Das konnte doch nicht Mary sein ... »Mein Gott!«, hauchte er. »O mein Gott!«

Er wandte sich vom Fenster ab, stürzte mit langen Sätzen zur Tür und riss einer verblüfften Bauersfrau, die ihm nicht schnell genug ausweichen konnte, beinah den breitkrempigen Hut vom Kopf. Er stolperte über ihren Korb und verlor kostbare Sekunden, während er um sein Gleichgewicht rang. Die jüngere und stämmigere Begleiterin der Frau baute sich mit vor Wut gerötetem Gesicht vor ihm auf und verlangte zu wissen, was er sich eigentlich einbildete. Der Boden ruckte unter seinen Füßen, und er begriff, dass der Zug sich inzwischen in Bewegung gesetzt hatte. Und losfuhr ...

»Nein! Nein – warten Sie!«, schrie er, aber es war zu spät. Der Zug war jetzt in Fahrt gekommen und bereits aus dem kleinen Bahnhof hinausgefahren, und ein paar Häuser flogen vorbei, ehe das Städtchen von den Feldern geschluckt wurde.

Die Intensität seines Elends ließ ihn kaum noch zusammenhängende Worte herausbringen. Er rief nach dem Schaffner und verlangte, der Zug solle angehalten werden – und zwar sofort!

Der Schaffner, ein phlegmatischer Mann, der während der Kriegsjahre mit betrunkenen Soldaten und hurenden Matrosen fertig geworden war, sagte beschwichtigend: »Sie haben wohl Ihre Haltestelle verschlafen, was? Machen Sie sich nichts daraus, es ist nicht weit bis zur nächsten.«

Aber er musste Mowbray gewaltsam zurückhalten, ehe sie den nächsten Bahnhof erreichten – der Mann schien außer sich zu sein und versuchte, aus dem fahrenden Zug zu springen. Zwei kräftige Heizer auf dem Weg nach Weymouth halfen dem Schaffner, ihn auf einen Sitz zu drücken, während eine al-

te Jungfer mit verkniffenem Mund, die ungeachtet der Hitze einen von Motten zerfressenen Fuchs um die Schultern trug, einen hysterischen Anfall zu bekommen drohte.

Als der Zug ruckend in der nächsten Kleinstadt anhielt, waren Mowbrays wüste Flüche und Drohungen hilflosen, zornigen Tränen gewichen. Er und seine schäbige Reisetasche wurden ohne weitere Umstände hinausgehievt, und als der Zug abfuhr, blieb er verwirrt und bestürzt auf dem Bahnsteig zurück.

Ohne ein Wort an den gaffenden Bahnhofsvorsteher zu richten, reichte er ihm seine Fahrkarte nach Lyme Regis und schlug mit forschenden Schritten den Weg in Richtung Singleton Magna ein.

Aber die Frau und die Kinder und der Mann waren verschwunden, als er dort ankam. Und niemand konnte ihm sagen, wo er sie finden würde. Er begab sich zu dem einzigen Hotel, einem kleinen steinernen Gebäude, das, fantasievoll, aber wenig treffsicher, den Namen »Zum Schwan« trug, und verlangte zu wissen, ob mit dem Mittagzug eine vierköpfige Familie angekommen sei. Als Nächstes betrat er eins nach dem anderen die kleinen Lebensmittelgeschäfte und die zwei Teestuben, die dem Bahnhof am nächsten waren, und beschrieb erst die Frau, dann die Kinder und den Mann. Einer Verkäuferin jagte er mit seiner inständigen Beharrlichkeit (»Sie müssen sie gesehen haben! Sie müssen sie zwangsläufig gesehen haben, es kann gar nicht anders sein!«) einen gewaltigen Schrecken ein.

Er machte die Kutsche ausfindig, die der Kleinstadt als Taxidiente, und beschimpfte den Kutscher wütend als Lügner, weil dieser behauptete, weder die Frau noch den Mann und schon gar nicht die Kinder gesehen zu haben.

»Hier sind die nicht, Kumpel«, sagte der Kutscher mittleren Alters kurz angebunden und wies mit dem Daumen auf das Kutscheninnere. »Du kannst ja selbst nachsehen. So jemand ist heute nicht aus dem Bahnhof gekommen, während ich dort

gewartet habe. Wenn du sie hier abholen solltest, dann ist das dein Pech, nicht meines. Vielleicht hast du dich mit dem Datum vertan.«

»Aber sie können doch nicht spurlos verschwunden sein!«, rief Mowbray. »Ich muss sie finden. Das Miststück – dieses Miststück! –, es sind meine Kinder, sie ist meine Frau! Das gehört sich doch nicht. Ich sage Ihnen, wenn sie mich reingelegt hat, dann bringe ich sie um, das schwöre ich! Sagen Sie mir, wohin sie sich verzogen hat, oder ich erwürge Sie auch gleich!«

»Mich und wen noch?«, fragte der Mann mit vorgerecktem Kiefer und rotem Kopf; seine Wut konnte sich durchaus an Mowbrays Zorn messen.

Den ganzen Nachmittag trieb er sich in Singleton Magna herum und gab keine Ruhe, und zweimal musste ihn ein Constable wegen seines Benehmens verwarnen. Aber die Feuer der Wut brannten allmählich herunter, und was blieb, war rasende Entschlossenheit, die ihn mit grimmiger Miene und unheilvoll still zurückließ. An jenem Abend stattete er jedem einzelnen Haus am Stadtrand einen Besuch ab und erkundigte sich nach der Frau. Und den Kindern. Waren sie auf dieser Straße unterwegs gewesen? Hatte jemand sie gesehen? Wusste jemand, woher sie gekommen oder wohin sie gegangen waren?

Aber die Stadt schüttelte ihren kollektiven Kopf und schlug diesem beharrlichen, schäbigen Fremden mit den verzweifelten Augen kollektiv die Türen vor der Nase zu.

Die Nacht verbrachte Mowbray unter einem Baum in der Nähe des Bahnhofs, um dort auf den Mittagszug des kommenden Tages zu warten. An die Nahrungsaufnahme verschwendete er keinen einzigen Gedanken, und er schlief auch nicht. Die Kraft, die ihn antrieb, war so unbändig, dass für ihn nichts anderes mehr zählte.

Auch am folgenden Tag blieb er in Singleton Magna. Von morgens bis abends lief er durch die Straßen wie eine verdammte Seele, die sich auf dem Rückweg zur Hölle verirrt hat

und nicht weiß, wohin sie sich als Nächstes wenden soll. Die Leute mieden ihn. Und diesmal mied auch er die Leute und hielt die Augen lediglich nach einer einzigen Gestalt offen, einer Frau in einem mit Rosen bedruckten Kattunkleid, mit einer einreihigen Perlenkette und Haar von der Farbe dunklen Honigs. Um die Abendessenszeit war er verschwunden. Das fiel so gut wie niemandem auf.

Als an jenem Abend ein Bauer eine Frauenleiche entdeckte, war das Blut aus ihren Wunden schon tief in den Erdboden am Rande seines Kornfelds gesickert. Sie lag da wie ein Ernteopfer aus alter Zeit. Er ließ die Polizei holen; und nachdem die Polizisten hastig einen einzigen Blick auf sie geworfen hatten, wie sie da auf dem Boden lag, forderte sie einen Haftbefehl für den Mann an, der nach ihr gesucht hatte. Obwohl keine Identifizierung der Leiche vorgenommen wurde, war man ziemlich sicher, dass sie nicht aus der Gegend kam. Und ihr Gesicht war derart zugerichtet, dass rasende Wut und Verzweiflung hinter den Schlägen stecken mussten. Die vermisste Ehefrau war demnach aufgefunden worden. Jetzt galt es nur noch dafür zu sorgen, dass ihr Mörder vor den Richter gebracht wurde.

Am späten Abend desselben Tages wurde Mowbray vor dem Bahnhof unter demselben Baum wie am Vortag ausfindig gemacht und unsanft aus dem Schlaf der Erschöpfung gerissen. Benommen und ohne zu begreifen, was ihm zustieß oder warum, ließ er sich in ein kleines Gefängnis abführen.

Hinterher beglückwünschte sich der zuständige Inspector, zu der geschwinden Aufklärung dieses Verbrechens, das sich praktisch vor seiner eigenen Haustür abgespielt hatte. Dem erschütterten Bauern gegenüber, der auf der anderen Seite seines ordentlich aufgeräumten Schreibtischs saß, brüstete er sich: »Und das alles an einem einzigen Tag. Genauso sollte es sein. Ein Mord wird begangen, der Mörder wird gefasst. Man kann Verbrechen zwar nicht ganz aus der Welt schaffen, aber den

Verbrechern kann man das Handwerk legen. So lautet meine Devise.«

»Ich dachte, das wäre derjenige, der die ganze Stadt nach seiner vermissten Familie abgesucht hat?«

»So ist es. Was für ein dummer Kerl! Er hat ja geradezu ausposaunt, was er tun wird, wenn er sie findet.«

»Aber wo stecken sie dann alle? Der Mann und die Kinder? Doch nicht etwa irgendwo in meinen Feldern, oder? Ich lasse nicht zu, dass Ihre Männer in meinen Kornfeldern herumtrampeln, hören Sie, nicht wenn das Getreide kurz vor der Ernte steht! Meine Frau trifft der Schlag, sie ist ohnehin schon außer sich! Der Doktor musste bereits zweimal kommen.«

Das ernüchterte Inspector Hildebrand. Es war ihm weitaus lieber, sich über seinen Erfolg auszulassen, als sein Scheitern zur Diskussion zu stellen. »Wir wissen nicht, wo sie sind. Noch nicht. Im Moment habe ich meine Männer darauf angesetzt, den Straßenrand abzusuchen. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er sie alle umgelegt hat, aber bisher sitzt er in seiner Zelle wie eine verfluchte Statue, als hörte er kein Wort von dem, was wir zu ihm sagen. Aber keine Bange, wir werden sie alle finden. Und sie werden ebenfalls tot sein, denken Sie an meine Worte. Wahrscheinlich hat er sich die Frau bis zum Schluss aufgehoben, sie ist ihm entkommen, und er musste sie verfolgen. Es ist bloß noch eine Frage der Zeit, das ist alles. Früher oder später werden wir sie finden.«

Er fand sie aber nicht. Schließlich war es an Scotland Yard und Inspector Rutledge, das verwickelte Geflecht an Indizien zu entwirren und die tatsächlichen Zusammenhänge ans Tageslicht zu bringen. Für Hildebrand war es mittlerweile viel zu spät, um jetzt noch den Rückzug von seinem verschanzten Posten anzutreten.

2

IAN RUTLEDGE FUHR MIT Hamish, der sich in seinem Hinterkopf störrisch und rastlos gebärdete, durch die ländliche Gegend. Der schwere Geruch von frischem Heu hing in der warmen Luft im Wageninnern.

Der Geruch von Grünkreuz ...

Wird einer von uns diese Erinnerung jemals wieder abschütteln können?, fragte sich Rutledge. An den lautlosen Vernichter, der sich in Gaswolken über die Schlachtfelder an der Front gewälzt hatte? Man lernte ziemlich schnell, die Gase auseinander zu halten – Senfgas oder Grünkreuz oder Nervengas. Aber die Vertrautheit hatte das Grauen verstärkt, statt es abzuschwächen – man wusste, was sie anrichten konnten.

»Das Gas ist nicht das, was ich nicht vergessen kann«, sagte Hamish, »sondern das Heumachen. Im August. 1914. Da wusste ich noch nichts von einem Erzherzog, der sich irgendwo in einer Gegend, von der ich noch nie etwas gehört hatte, umlegen lässt. Das Heu ... und Fiona, wie sie im Wagen sitzt, staubig vom Heu, und die Pferde, vom Schweiß dunkel gefärbt. Gott, war das schön in jenem August, und die MacDonalds haben wie Wilde geflucht, weil sie mit einem MacLeod nicht mithalten konnten ...«

»Ja, du hast es mir erzählt, in der Nacht, als ...«, setzte Rutledge an und unterbrach sich dann eilig. Corporal Hamish MacLeod hatte in der Nacht seines Todes über das Heumachen in jenem August geredet. In Frankreich. Seltsam, dass etwas so Schlichtes wie der Geruch von frisch gemähtem Heu die Erinnerung wachrief!

Und doch pflegte er der Stimme in seinem Kopf aus alter

Gewohnheit zu antworten. Die Sonne. Ein Blutbad, das sich über Monate hinzog; die Zahl der Todesopfer stieg ins Astronomische, und die Männer waren so müde, dass ihr Verstand sich schlichtweg abschaltete. Ein vergeblicher Angriff nach dem anderen, und die deutsche Front hielt immer noch stand.

Vor dem Hintergrund derart entsetzlicher Verluste war ein weiterer Gefallener bedeutungslos. Und doch hatte sich inmitten all dieses Grauens der Tod eines jungen schottischen Corporal in Rutledges Seele eingebrannt.

Der Mann war nicht durch feindlichen Beschuss ums Leben gekommen. Wegen Befehlsverweigerung war er in der Schlacht vor ein Erschießungskommando gestellt worden, und es war Rutledges Pistolet gewesen, die in der von Granaten zerrissenen Dunkelheit vor dem Morgengrauen den Gnadenschuss abgefeuert hatte.

Dieses Vorgehen war eine militärische Notwendigkeit gewesen. Nicht Feigheit, sondern Erschöpfung – und die blanke Sinnlosigkeit dieses Blutbads, in dem zahllose Leben achtlos weggeworfen wurden – hatte ihn gebrochen. Hamish MacLeod hatte sich geweigert, seine Männer in den sicheren Tod zu führen.

Eine militärische Notwendigkeit. Um der Moral sämtlicher Soldaten willen, die zusahen, musste ein Exempel statuiert werden. Um Tausender von Männern willen, die sich gerade auf den nächsten Angriff vorbereiteten. Wenn man dem Tod ins Angesicht blickte, musste man wissen, dass man sich auf den Mann an seiner Seite ebenso sehr verlassen konnte, wie er sich auf einen verließ.

Rutledge konnte die spätsommerliche Hitze noch immer fühlen. Er hörte das Getöse der Artillerie, das Rattern des Maschinengewehrfeuers, die Schreie Verwundeter. Noch die Furcht und die verwesenden Leichen. Noch immer konnte er den niedergeschlagenen Blick in den Augen des Corporals vor sich sehen, das Eingeständnis, dass es für ihn eine Erleichte-

rung bedeutete zu sterben, statt seine Männer wieder in den schwarzen Hagel des deutschen Beschusses zu führen.

Und all das für nichts und wieder nichts!

Im nächsten Moment hatte die Artilleriegranate ihr Ziel gefunden und Lebende und Tote, Offiziere und Mannschaften in schwerem, stinkendem Schlamm begraben. Die meisten von ihnen hatte sie sofort getötet und die Verwundeten ersticken lassen, ehe die Suchhunde sie Stunden später finden konnten. Und ironischerweise sprühte die nächste Granate Splitter in das Maschinengewehrnest, sodass sie sich im Lauf jener langen Nacht nicht mehr dorthin zurückziehen konnten.

Rutledge hätte es beinahe nicht überlebt. Taub und blind und wie gelähmt lag er unter dem Leichnam einer seiner Männer in einem winzigen Lufteinschluss. Das hatte genügt. Bis es ihm jemand auf dem Truppenverbandplatz erzählte, hatte er nicht gewusst, dass es Hamishs Blut war, mit dem sich sein Uniformrock voll gesogen hatte, Hamishs Fleisch, das ihm im Gesicht und Haar klebte, der Gestank von Hamishs zeretzter Leiche, der ihm für den Rest jenes endlosen Tages zusetzte, während er benommen dalag. Lebendig begraben und mit schwerer Klaustrophobie aus diesem Grab wieder auferstanden – ein ernster Fall von Schützengrabenneurose, körperlich geschunden und geistig verwirrt –, gestattete man ihm ein paar Stunden Ruhe und schickte ihn dann wieder an die Front zurück. Und Hamish begleitete ihn. Eine lebendige Realität in seiner Vorstellung. Eine Stimme, die in einem weichen, gutturalen Schottisch mit ihm redete. Eine Persönlichkeit, die im Tode so ausgeprägt war wie zu Lebzeiten.

Rutledge sprach nie darüber. Er trug den Kampf allein und stumm aus und nahm als so selbstverständlich hin wie den Atem in seinem Körper, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis der Tod – oder der Wahnsinn – dem ein Ende bereite. Und eben dieses Warten darauf bewahrte ihn davor, den Verstand zu verlieren.

Und so hatte er Hamish wieder nach Hause gebracht, nicht als einen bösen Geist, den man durch Beschwörungen austreiben konnte, sondern als eine tief verwurzelte Präsenz in den schockierten und betäubten Tiefen seines Gehirns, wo nur der Schlaf sie aussperren konnte.

Seine Gedanken hatte er allzu lange mit einem Toten geteilt. Nunmehr war es einfacher, ihm zu antworten, als zu riskieren, dass er das Pochen einer Geisterhand auf der Schulter spürte, die seine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Oder dass er am Rande seines Gesichtsfelds ein weißes leeres Gesicht sah, das verlangte, gehört zu werden. Dazu war es – bisher – noch nicht gekommen. Hamish war für ihn jedoch so real, dass Rutledge ein entsetzliches Grauen davor verspürte, sich eines Tages zu schnell umzudrehen oder im falschen Moment über die Schulter zu schauen und einen Blick auf die Schattengestalt zu erhaschen, die sich gewiss dort aufhalten musste, direkt hinter ihm. In Reichweite. Nahe genug, um ihm mit ihrem Atem das Haar zu zerzausen oder die Wange zu streifen.

»Im August jenes Jahres wurde ein Picknick veranstaltet«, sagte Rutledge, der dem Gedankengang unbedingt eine andere Wendung geben wollte. »Weiter oben an der Themse, unter einem so dichten Buchengehölz, dass die Sonne purpurne Schatten durch das Laub warf ...«

Und eben diese Erinnerung führte ihn zu Jean ... sie war für ihn so tot wie Hamish. Gerade erst diese Woche hatte er in der *Times* ihre Verlobung angezeigt gesehen. Mit einem Mann, der während des Kriegs die meiste Zeit als Diplomat in Südamerika gedient hatte. Fern von Waffengewalt, Gemetzeln und Alpträumen.

»Er hat Aussichten auf einen Posten in Ottawa«, hatte Frances gesagt, als sie bei ihm hereinschaute, um ihm nach Kräften Trost zu spenden. Seine Schwester kannte so ziemlich jeden, den man kennen musste – ihr entging fast nie etwas, worüber die Leute redeten. »Fern von alledem.« Sie hatte matt mit der

Hand in der Luft gewedelt, und er hatte genau gewusst, was sie damit meinte.

Fern von einem Britannien, das noch von den Narben des Todes und dem Leid und der Armut des Friedens gezeichnet war. Fern von Rutledges Qualen, die Jean Angst eingejagt hatten.

»Jean hat den Dreh raus, wie man unerfreulichen Dingen aus dem Weg geht«, hatte Frances sarkastisch hinzugefügt. »Du wirst dir doch nichts daraus machen, oder? Ich meine, dass sie so schnell einen anderen gefunden hat? Das, mein Guter, heißt doch nur, dass du froh sein kannst, sie los zu sein, ob es dir jetzt schon bewusst ist oder noch nicht. Oberflächliche Frauen geben abscheulich langweilige und gleichgültige Ehefrauen ab, die aber umso höhere Ansprüche stellen. Obgleich ich sagen muss, dass sogar ich geglaubt habe, bei ihr steckt mehr dahinter. Oder war das auch meinerseits reines Wunschdenken? Wie dem auch sei, mach dir nichts daraus, du wirst bald jemanden finden, an dem dir wirklich etwas liegt.«

Wie kam es bloß, dass der Verstand ein Meister darin war, Strafen für sich selbst zu ersinnen? Jean oder Hamish, einer von beiden füllte stets seine Gedanken aus.

Eine bittere Wahl, gestand sich Rutledge seufzend ein. Die Frau, die ihm die Ehe versprochen hatte, oder der Mann, dem er das Leben genommen hatte. Chirurgische Eingriffe, die dazu dienten, ein gebrochenes Herz zu kittieren oder einen zerrütteten Geist wiederherzustellen, gab es nicht.

Die Ärzte hatten die Achseln gezuckt und zu Rutledge gesagt: »Die Schützengrabenneurose stellt ihre eigenen Regeln auf. Wenn es Ihnen erst einmal gelingt, wieder besser zu schlafen – wenn die nervliche Belastung durch den Weltkrieg ... durch Ihre Arbeit ... Ihre Erinnerungen ... wenn all das ein wenig abklingt, dann wird sich auch der Realitätsgehalt von Hamish MacLeod abschwächen.«

Aber nervliche Belastungen lagen in der Natur des Krieges.

Nervliche Belastungen stellten den eigentlichen Kern seiner Arbeit beim Yard dar. Tagtäglich wurde er mit Tod und Blut und Gräueltaten konfrontiert. Ermittlungen zu Mordfällen anzustellen, genau das war es, was er konnte. Wohl kaum die angemessenste Arbeit für einen Mann, der gerade aus den Schützengräben heimgekehrt war. Aber das war alles, was er gelernt hatte, und er hatte keine überschüssige Energie zur Verfügung, um sich nach einer anderen Arbeit umzusehen. Außerdem könnte sich ein zukünftiger Arbeitgeber ohne weiteres intensiver in seine medizinische Akte vertiefen, als der Yard es getan hatte, der ihn nach dem Krieg wieder einstellte. Das kam dem Öffnen einer Büchse der Pandora gleich, die voller Dinge war, die besser unter Verschluss blieben.

Superintendent Bowles wusste – davon war Rutledge überzeugt – mehr über Rutledges Kriegsjahre als jeder andere im Yard. Es war in den Augen seines Vorgesetzten abzulesen, die ihn wachsam und lauern musterten. In dem höhnischen Feixen, das manchmal als ein Lächeln durchging. Aber einen unverhohlenen Angriff auf Rutledges Stellung hatte er bisher nicht unternommen. Wenn man von den Aufträgen, die aus dem einen oder anderen Grund keiner der Kollegen übernehmen wollte, einmal absah. Wie zum Beispiel der Ruf, der ihn jetzt nach Dorset führte.

»Inspector Bartons Frau befindet sich mitten in einer Schwangerschaft, die nicht ohne Komplikationen verläuft, und wenn er ein paar Tage fortgeht, stellt sie sich an, als läge Dorset auf dem Mond. Und Trask kommt nicht vom Land, da müssten sie Suchtrupps losschicken, um *ihn* wieder zu finden! Und was Jack Bingham angeht, der tritt in zwei Tagen seinen Urlaub an.« Oder zumindest hatte Bowles das behauptet.

Nicht dass es eine Rolle spielte; Rutledge war froh, aus London herauszukommen. Die Einsamkeit entschädigte ihn für manches, auch wenn sie Hamish mit sich brachte.

Am nächsten Wegweiser fand Rutledge seine Abzweigung

von der Fernstraße und fuhr bald darauf weiter südwestlich, ins Herz von Dorset hinein. Gleichzeitig wurde der Duft nach Heu schwächer. Seine Gedanken fanden ihren Weg zurück aus der Vergangenheit und richteten sich allmählich wieder auf die Gegenwart.

Er befand sich jetzt in dem Landstrich, der Thomas Hardy als Kulisse gedient hatte. Aber was Rutledge mehr beeindruckte als die finsternen und düsteren Romanfiguren des Autors war dieses ganz andere Licht. Hier hatte es einen Stich ins Goldbraune, eine Nuance, die von der Erde und dem Laub an den Bäumen auszugehen schien. Keine verwaschenen Pastelltöne wie in Norfolk und auch nicht das üppige Grün von Kent. Ebenso wenig die grauen Schwaden von Lancaster. Mit Dorset brachte man den Wollhandel und Steinbrüche in Verbindung, Heimindustrie und ländliche Kleinstädte. Die Städtchen waren an alten Straßen aufgereiht, die lange vor der normanischen Eroberung von den Sachsen angelegt worden waren. Auch die abgelegenen Wiesen, auf denen Rinder friedlich grasen, waren typisch für diese Region.

Rutledge ertappte sich bei dem Wunsch, er könnte einen Maler oder eine Malerin wie Catherine Tarrant fragen, ob sie das Licht so sah wie er oder ob seine Wahrnehmung des Lichts nur seiner eigenen unzuverlässigen Einbildungskraft entsprang.

Fast ehe er begriffen hatte, dass er angekommen war, befand er sich schon in Singleton Magna. Der Übergang von Feldern zu Häusern vollzog sich so abrupt, als wäre eine scharfe Grenzlinie auf den Boden gezeichnet. Die Eisenbahnschienen begleiteten ihn nicht länger, sondern führten zum Bahnhof weiter.

Als er an den Fuhrwerken, die am Randstein angehalten hatten, vorbei die Hauptstraße hinunterfuhr, verlangsamte er das Tempo und hielt Ausschau nach dem dortigen Polizeirevier.

Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um ein kleines Kaffeehaus gleich neben der einzigen Bank der Stadt handelte, nichts

weiter als eine Ausbuchtung des Haupthauses, die früher einmal ein Geschäft gewesen sein musste. Das Schaufenster war weiß gestrichen worden und trug den schwarzen Schriftzug POLIZEI. Die schwere grüne Tür war von der Zeit und starker Beanspruchung gekerbt, der eiserne Türgriff vom Alter abgenutzt. Die Bank, an die das Revier grenzte, war majestätischer und hatte eine hübsche Veranda über der Tür, als hätte auch sie in anderer Gestalt das Licht der Welt erblickt – als Wohnhaus eines Kaufmanns oder Sitz der Gemeindeverwaltung.

Schließlich fand er einen Platz, auf dem er seinen Wagen stehen lassen konnte, und trat in die Wärme des Nachmittags hinaus. Da bemerkte er einen großen, gebeugten Mann mittleren Alters, der gerade aus der grünen Tür herauskam.

Der Mann sah ihn stirnrunzelnd an und kam auf ihn zu, um ihn anzusprechen. »Sind Sie vielleicht zufällig Inspector Rutledge?«

»Ja, ich bin Rutledge.«

Der Mann hielt ihm seine lange, schmale Hand hin. »Marcus Johnston. Ich vertrete Mowbray, diesen armen Teufel. Eine scheußliche Angelegenheit. Wirklich scheußlich. Und er sagt kein einziges Wort, er redet noch nicht einmal mit mir. Nur Gott weiß, worauf ich seine Verteidigung aufbauen soll. Im Moment lautet mein Rat, sich dem Gericht auf Gnade und Ungnade auszuliefern.«

Rutledge, dessen Vater Jurist gewesen war, sagte dazu nur: »Mir ist nicht allzu viel über den Mann oder sein Verbrechen bekannt, kaum mehr als die dürftigen Informationen, die von der hiesigen Polizei an den Yard übermittelt worden sind. Soweit ich weiß, hat er die ganze Stadt nach seiner Frau abgesehen. Und ihre Leiche ist gefunden worden, nicht aber die anderen Personen, auf die er es abgesehen hatte.«

»Richtig. Die Polizei hat ihr Bestes getan, man hat die Gegend hier im Umkreis von Meilen in jede Richtung abgesehen. Keine Leichen. Keine Gräber. Und, was noch entscheidender

ist, niemand, der sich nach dem Verbleib der Frau erkundigt. Ich meine, kein rasend verzweifelter Ehemann und auch keine schluchzenden Kinder.« Er seufzte. »Das wiederum legt die Schlussfolgerung nahe, dass sie alle tot sind. Und Mowbray sagt nur immer wieder, sie seien seine Kinder, weshalb also sollte er sie töten wollen?« Eine Frau kam vorbei, und Johnston tippte an die Hutkrempe. Sie nickte ihm zu und musterte dann im Vorübergehen Rutledge voller Neugier.

»Vor meiner Abreise aus London habe ich ein paar Erkundigungen eingezogen. Man hat mir gesagt, Mowbray sei in Frankreich gewesen, als es 1916 zu dem Bombenangriff kam. Man hat ihm Heimaturlaub gewährt, damit er seine Frau und seine Kinder begraben kann. Seine Familie wurde von dem dortigen Constable identifiziert, als man sie aus den Trümmern des Gebäudes herausgezogen hat. Die Mutter und zwei Kinder, alle tot. Mowbray selbst hat die Leichen nie gesehen; man hat ihm gesagt, es sei besser für ihn, sie so in Erinnerung zu behalten, wie sie zu ihren Lebzeiten waren.«

»Inspector Hildebrand glaubt, hier müsste irgendwo ein Irrtum vorliegen. Der Constable war ziemlich sicher, dass es Mowbrays Frau und Kinder waren, aber es hätte sich auch um eine ganz andere Familie handeln können. Bei dem Bombenangriff wurde, wenn ich das richtig verstanden habe, nur ein Gebäude zerstört, doch daraufhin sind die angrenzenden Gebäude auf beiden Seiten eingestürzt. Fünfzig Tote, wenn nicht gar noch mehr. Da hätte sich der Constable leicht irren können – vor allem nachts, wenn es ringsum brennt und zwischen den Trümmern überall Verletzte liegen. Der reinste Horror.« Johnston verzog das Gesicht. »Bomben und tonnenweise Mauerwerk, da bleibt vermutlich nicht allzu viel zum Betrachten übrig.«

»Wenn es sich nicht um Mowbrays Familie gehandelt hat, die bei dem Luftangriff umgekommen ist, warum ist dann niemand aufgetaucht, um nach seinen Angehörigen zu suchen? El-



Charles Todd

Dunkle Spuren

Ein Inspektor-Rutledge-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,0 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43136-2

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2005

Inspektor Rutledge von Scotland Yard muss in einer kleinen Stadt im Süden Englands zwei Kinder suchen, die verschwunden sind, nachdem ihre Mutter ermordet worden war. Ein Farmer hatte ihre Leiche auf einem Feld gefunden. Der Täter ist schnell gefasst – ein verwirrter Kriegsveteran. Ian Rutledge zweifelt daran, dass er wirklich der Mörder ist. Und bald darauf wird sein Verdacht bestätigt: Eine weitere Leiche wird entdeckt.